

Kolloidchemie und Wetter.

Die Chemie der Kolloide beschäftigt sich mit dem Grenzgebiet zwischen den echten Lösungen (wie z. B. Zucker- oder Kochsalzlösungen) und den Suspensionen (Aufschwemmungen eines Pulvers in Wasser). Den Zusammenhang zwischen Kolloidchemie und Meteorologie aufzuweisen, blieb Professor Schmaus vorbehalten, der über seine sehr interessanten Untersuchungen im neuesten Heft der „Mischung“ Wochenchrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik, berichtet. Auch wenn die Luft mit Wasserdampf übersättigt ist, kommt es nicht immer zum Regen; Kondensation erfolgt nämlich nur dann, wenn auch „Kondensationskerne“ vorhanden sind. Dazu gehören e'el'rich geladene Moleküle und Molekülgruppen, welche den Regen auslösen und die den Gelehen der Kolloide gehören.

Eine der marantesten Erscheinungen einer Kolloidalen Lösung ist die Koagulation, die plötzliche Ausfällung des Kolloids durch Einbringen geringer Mengen von Elektrolyten. Die Bewegung der Teilchen ist zunächst durch die gleichmäßige e'el'rich Ladung verhindert. Durch die Elektrolyten z. B. Salze, die in Lösung in e'el'rich geladene Zonen zerfallen, kann man diese Kräfte aufheben und das Kolloid niederschlagen.

Die Entstehung des Regens zeigt deutliche Analogien mit diesen Erscheinungen. Häufig löst man schwere dunkle Wolken lange unanändernd am Himmel stehen, plötzlich löst eine „Wassersung“ eingetreten zu sein und der Regen strömt vom Himmel herab. So scheint es denn gelungen zu sein, die so oft vorkommende scheinbare Willkürlichkeit im Auftreten von Niederschlägen, die alle Wetterprognosen oft durchkreuzt, auf bestimmte Faktoren zurückzuführen. Schärer werden unsere Wetterprognose umgen durch diese Erkenntnis nicht werden, da diese ausbleibenden Vorgänge auch für die wissenschaftliche Beobachtung noch durchaus den Eindruck des Zufälligen machen, aber vielleicht sind wir einmal im Stande, das Wetter selbst zu beeinflussen. Wenn alle Beobachtungen zum Regen gegeben sind, dann brauchen wir nur die geringe Zahl der fehlenden Kondensationskerne zu liefern — und es regnet.

Bunte Zeitung.

Wie Verlaute preisverändert wurde. Die 24. Wiederkehr des Todesjahres Verlautes gab dem Barier Geffessor Gesellert, eine ergößliche Rede aus dem vielbewährten Leben des französischen Dichters in der Erinnerung wieder aufzuführen. Ein oder zwei Jahre vor Verlautes Tode hatte ein großes Barier Blatt ein Preisanschreiben für ein Gedicht erlassen. Das Preisrichterkollegium setzte sich aus den berühmtesten Namen zusammen, die der Hofkammer des Barnais der Zeit bezeichnete. Als Vorsitzender wählte Gattale Mendes seines Verantwortungsvollen Amtes. In einer Sitzung des Preisrichterkollegiums eröndete plötzlich einer, daß auch Paul Verlaine ein Gedicht eingereicht hätte. Die Mitteilung wirkte auf die Preisrichter wie ein Donnererschlag. „Was? Verlaine bewirbt sich auch um den Preis? Was müßte die Welt von uns denken, wenn wir ihm den Preis nicht zuerkennen müßten? Das Manuskript muß sofort zur Stelle geschickt werden.“ Offiziell begann man in dem Hause der eingelaufenen Handschriften zu suchen, die sich auf dem Tische der Preisrichter zu einem hohen Berge türmten, aber alles Mühen blieb vergeblich. Man mußte sich mit der Tatsache abfinden, daß das von Verlaine eingereichte Manuskript verloren gegangen war. Da kam Mendes ein rettender Gedanke. Er setzte sich hin und schrieb an Verlaine einen in schmelzhaftesten Ausdrücken gehaltenen Brief, an dessen Schluß er beläufig bemerkt, daß das eingereichte Gedicht so wunderbar sei, daß er die Bitte nicht unterdrücken könne, ihm eine handschriftliche Kopie für seine Autographensammlung zu überlassen. So kam man glücklich in den Besitz einer Abschrift des verlorengegangenen Gedichtes, das dann auch einstimmig mit dem ersten Preise gekrönt und in dem Blatte abgedruckt wurde.

Literatur.

Flüger, Hans, die neue Welt der multitalischen Anpotenz. Verlag der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H., München. Ausgehend von den in unserer Zeit mit besonderer Stärke hervortretenden Weltansichten zur Zerlegung

der deutschen Macht, entwirft Flüger ein Bild von der Entstehung und bisherigen Entwicklung der abendländischen Kontinuität. Der Hauptteil des Buches ist nichts Geringeres als eine neue, philosophische und multitalische Begründung der Welt und enthält zugleich eine scharfe Kritik der neuen Lehren auf diesem Gebiet. Im Schlußteil stellt der Künstler die Erfahrungen seiner Kunst in den Zusammenhang der nationalen Vorgänge des gegenwärtigen Deutschland. Unter den der Arbeit in einem Anhang beigegebenen Erläuterungen gibt der umfangreiche eine eingehende Darstellung von Beckhovens Pastoral-Sinfonie.

Der Viktorius. Im Sinne des Sonnenkings. Eine Erzählung aus den Schicksalstagen von Heibelberg; mit sechs Holzschnitten von Müller-Münster. Berlin, Trösch & Sohn. Geschmackvoll gebunden mit buntem Deckbild.

Ein junger Heibelberger Student tritt, vom Glanze Frankreichs geblendet, in das Heer Ludwigs XIV. ein, wird sich da aber des großen Unterschiedes zwischen französischem Schein und deutschem Sein bewußt. Klar wird ihm dabei auch, daß Frankreich, in unablässigem Streben nach dem linken Rheinufer, uns immer bedrohen wird. Die spanische Handlung, die uns die Zurückdrängung der Flak in den Jahren 1688 und 1689 vor Augen führt, reizt durch die wechselvollen Eindrücke des Feldes das Interesse des Lesers von Kapitel zu Kapitel. Es ist manches damals so gewesen, wie heute leider auch; doch die Klippe des Abschlusses gefahrl. vermeiden, und den Vergleich mit der Gegenwart empfindet der Leser. Wirklich ein Buch für unser Volk!

Jansen, Von Ketten und Warren. Verlag Heinrich Finck, Leipzig, 1918. Ein Romanroman, dem man getrost ein Gebührendes einräumen kann; denn die Sammlung „Von Ketten und Warren“ zeigt nicht am geringsten, daß Jansen ein Geschichtsschreiber, ein Schriftsteller, ein Held ist, ein Mann, der das Leben, das er in der Welt erlebt, in seinen Werken wiedergibt, und das er aus dieser entziehende, unerbittliche Verhältnis der Menschen zum Leben.

Adolf Damajaks und 's Lebenswerk von Hermann Bouffert mit einem Bildnis Damajaks. Verlag der Jugendlese, Berlin SW 61, Tempelhofer Ufer 21. — Die Schrift gibt den Lebens- und Entwicklungsgang Damajaks, die Kerngedanken der Bodenreform, deren Träger für die Entwicklung in Deutschland Damajaks geworden ist: Ein neues Bodenrecht, das den heimischen Boden von der Spekulation befreit, und das so auch die Möglichkeit einer energiegelben Siedlungs politik gibt und den Gedanken von Arbeiterheimstätten seiner Verwirklichung zuführt.

Wie die Wollen von oben aussehen, zeigen uns prächtige Aufnahmen aus etwa 3000 Meter Höhe, die Flugzeugführer Kienperer im „Weltall“, Verlag der Tropen-Sternwarte, Heft 7/8 veröffentlicht, als Beilage zu einem lebenswichtigen Aufsatz „Wollen-Raumfahrt“ vom Flugzeug aus“. Lieber die Luftschiffe der Erde bezieht im gleichen Heft Studienassessor Albrecht, indem er aus der Erfahrung der Nordlichter und Sternschnuppen sowie der Dämmerungsercheinungen Schlüsse auf ihre veränderlichen Schichten und deren Zusammenhang zieht. Unvergleichbar ist die nachfolgende Aufsatz von Dr. Harry Schmidt über den kosmischen Regen der Atome, der ein gewaltiges Bild der modernen Physik entrollt. Er zeigt uns, daß das Atom des Gelehrten ein Sonnenstern in doppelter Hinsicht bedeutet. Der geliebte Himmel im Monat Februar vom Herausgeber Dr. S. Wagners ist ebenfalls ein wertvolles Instrument, das die Weltanschauung durch eine wertvolle Einleitung als auch durch die aktuellen Angaben zur Beobachtung des Sternschnuppen.

Zu Neulands Universitäts Bibliothek erschien: Nr. 6075. Jakob Schärer, Die Doppelverlobung. Erzählung aus dem jüdischen Kleinadtleben. — Neben dem Stofflichen einer fast grotesken Doppelverlobung wird ein Kulturkritiker aus der immer mehr erscheinenden jüdischen Mittelstandssicht einer jüdischen Kleinadt Breußens gegeben.

Das Betrübte, jetzt im Lichte der Kritik unter alle gemeinpolitischen, wirtschaftlichen und berufsrechtlichen Gesichtspunkten. Mit Einschluß des Wortlautes nach den Beschlüssen der Nationalversammlung nebst Ausführungsbestimmungen und einem Sachregister. Herausgegeben von Paul Genschel, Gera, Neuh.

An beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Göttingen, G. Br. Hildesheim, Fernruf 5420.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 37

Montag, den 10. Februar

1920

Hans der Sieger.

Roman von Richard Ewronne.

(16. Fortsetzung.)

Hans und Hedwig.

Hans machte eine fragende Bewegung mit dem Kopfe.
„Woran ich das gemerkt habe, meinst du?“ fuhr Jochen fort. „Ach Gott, man hat im Leben solche Augenblicke, wo einem ein großes Licht aufgeht, und man aus einem halben Hundert unbewußt gemachter Beobachtungen mit einmal die Schlüsselvorlegung zeigt. Du warst damals freilich noch nicht wie 'ne Hundstulle, bei ihr aber brannte es lächerlich, und ich fuhr von dir fort mit einem gewaltigen Ingrimm im Herzen. Das, wofür andre ihr Blut hergegeben hätten, lag vor dir auf der Erde, und du hieltst es nicht einmal der Mühe für wert, dich danach zu bücken. Jetzt aber, wo ich sehe, daß es auch dich gepakt hat, jetzt sage ich dir: Wenn du es dir zutraust, ist es glückselig zu machen, wie sie's verdient, dann geh hin und...“

Die letzten Worte vermochte Jochen nicht auszusprechen. Der Wind hatte ihm ein Schneerindchen ins Auge geweht, und er mußte das Leichentuch ziehen, um den lästigen Eindringling zu entfernen. Vielleicht lag es auch an etwas andern, daß ihm die zwei Heil'n schwerer Tropfen über die Wangen in den Bart hinabrollten.

Hans blickte nach.
„Das sagst du mir, Jochen? Hast du denn vergessen, was du mir alles antun müßtest an jenem Abend, wo wir zum erstenmal in der Klost' zusammen waren?“

Jochens Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an.
„Glaub' nicht, daß ich das vergessen habe und daß ich dich etwa für den besonders Würdigen halte, die Hand nach diesem reinen und unberührten Rind auszufragen. Und wenn deine Aene über das Vergangene so tief wäre, wie das Meer, sie kann das Geschehene nicht ungeheben machen und die Schuld aus deinem Leben tilgen. Wie es aber der Verdreher gibt, die durch die Gnade sozusagen wieder in den Stand der Ehrlichkeit eingeseht werden, so geht es dir! Deine Vergnügung ist es, daß das junge Mädchen dich so unverdientermaßen lieb hat!“

„Unverdientermaßen... da hast du recht. Und wenn man sich da noch sagen muß, deine Schuld hängt über dir, wie ein Felsblock, den irgend ein Zufall, der Tritt eines Bogens oder ein Windstoß dir auf den Kopf stützen kann, dann hilft einem auch die Gnade nichts.“

„Ist denn die Geschichte noch nicht zu Ende?“
„Für mich längst. Ich war innerlich damit schon fertig, als sie kaum angefangen hatte. Jetzt will ich dir aber einmal ganz nüchtern und brutal vorrechnen, was als Fazit all dieser letzten durchgrübelten Tage und Nächte vor mir steht.“

„Also: Ich frage Else Dehnow, ob sie mein Weib werden will. Sie sagt ja, sie verloben und verheiraten uns, und dann tritt eines Tages jener Mann vor mich hin, um meine Schuld an ihm einzufordern. Was dann?“

„Tann habe ich auch ihr das Leben zerstört, und dazu habe ich sie viel zu lieb...“

„Also sage ich dir, wenn ich's ihr nicht zeige, wie es in mir ausbleibt, dann wird sie über ihre Zuneigung zu mir hinwegkommen und vielleicht mit einem anderen glücklich werden. Und ich werd's auch nicht vergessen, daß mir einmal auf meinem Wege das Glück begegnet ist, und daß ich's nicht festhalten durfte, weil ich keine reine Hände hatte.“

Jochen schweigend betimmert. Auf das Besetzte, was ihm Hans gesagt hatte, wußte er nichts zu erwidern.

Sie waren als die letzten Nachzügler endlich zu dem Frühstüchtplatz gekommen.

„Was haben Sie sich denn so lange mit Herrn von Guntramshausen zu erzählen gehabt?“ fragte Else Dehnow, als ihr Hans den Teller zum Füllen auf den Schillten hinaufreichte.

„Wir sprachen darüber, daß es für mich doch wohl das Geratene ist, zu verkaufen und mit dem, was übrig bleibt, irgendwo in Kafel oder Diezle ein beschauliches Leben als Inhaber eines kleinen Hofes zu führen.“

Der große Blechtopf, mit dem Else die dampfende Erbsensuppe aus dem Kessel schöpfte, klappete gegen den Tellerrand, daß die Hälfte seines Inhaltes überlief.

„Haben Sie denn so rasch schon die Luft verloren, ein orbentlicher Landwirt zu werden?“ fragte sie endlich Else.
„Mir fehlt dazu wohl die nötige Geduld und Ausdauer, mein gnädiges Fräulein. Und da mich außerdem hier nichts zurückhält...“

Er trat zurück, ohne den Satz zu vollenden, denn einer der andern Jagdgäste war an den Schillten gekommen, um sich seinen Teller neu füllen zu lassen.

Jochen hatte 'ne drei Schillten von den beiden gestanden und jedes Wort gehört, das sie sprachen.
„Armes Deern“, sagte er leise, „das hat weggetan! Aber er ist ein ganzer Kerl, und vielleicht wird der liebe Gott euch helfen, daß ihr's beide verwirbt.“

Daß seine eigenen Aussichten sehr vielleicht wieder im Steigen waren, das kam ihm dabei nicht in den Sinn, und seine Spur eines selbstkritischen Empfindens regte sich in keinem gutmütigen Herzen.

Das Nachsetzen war längst vorüber, in dem großen Saale dorste sich das junge Volk bei den Klängen des Malienauer Dorfchoristers — einer Volke, Karoline und Baigele — im Reigen, daß von den rhytmischen Erschütterungen das ganze alte Haus bebte, und allenthalben herrliche Luft und lauter Frohsinn.

Die älteren Herren hatten sich zu einem Stat oder einer Partie Whist auf den ruhigen Flügel des Hauses zurückgezogen, die in nächster Nähe Damen hatten die Dialekt angenommen, um dort bei einem Gläschen süßen Weines und Sauerwerk und in der erbaulichen Gesprächs das Halali abzuwarten, und die kleine Hausfrau wanderte unermüdet von einem Zimmer ins andre, um nachzusehen, ob es auch keinem der Gäste an etwas fehle.

Jetzt kam sie zwischen den Epheusträuchern hindurch auf Hans zugeklettert, der sich bei einer Whistpartie hinter Jochens Stuhl gestellt hatte und gedankenlos zuzah, wie sein Freund einen Fehler nach dem andern machte.

„Sie, lieber Welen's, mit Ihnen habe ich einen ganz großen schwarzen Hahn zu rrv'en!“ Dabei sagte sie ihm am Fendarmel und zog ihn in eine angehörte Ecke.

„Was haben Sie mir mit Kling Dehnow angestellt?“
„Aber, liebe gnädige Frau, gar nichts! Mir ist nicht im geringsten bewußt, daß ich der jungen Dame zu nahe getreten sein sollte.“

„Das ist's ja eben!“ lächelte Frau von Sparenthien. Und in etwas ernsterer Tone fuhr sie fort: „Irgend etwas müßt ihr aber doch miteinander gehabt haben! Nach dem Frühstüch kam sie ganz da zu mir und erklärte, sie wolle unter keinen Umständen von Ihnen zu Tisch geführt werden. Ich mußte ihr den Willen tun, denn sonst hätte sie anspannen lassen und wäre nach Hause gefahren.“

Hans verließerte, daß es ihm ganz und gar unbegreiflich sei, wenn dieses Verhalten ihm auf seine Rechnung gezeigt

würde. Er hätte mit Kränlein Dehnow den ganzen Tag über keine zehn Worte gewechselt.

Jetzt wurde Frau von Sportenthsen ernstlich böse. „Wahrscheinlich, man sollte es nicht gödigen, aber es gibt Leute, die man an den Ohren zu ihrem Glüd hinfchleppen muß! Und wenn Sie mich nicht ernstlich erzürnen wollen, dann führen Sie mich jetzt in den Tonjaal, schwelten mich alle Frau von Sie zu mal ge einmal herum, damit's nicht so abfchlich ausseht, und leise: „Ich werde auf Sie warten, Herr von Watenh.“

Als Hans eine Stunde später — er hatte sich unaufrichtig aus dem Amalienauer Hause fortgeschoben — von seinem Hofe aus in den Parkweg endog, waren die Fenster seines Arbeitszimmers hell erleuchtet.

Was möchte da vorgefallen sein? Ob vielleicht jemand im Hause plötzlich erkrankt war, so daß man den Arzt hatte holen lassen?

Die alte Dörte, seine Köchin und Wirtschafterin, war aber am Morgen, als er fortfuhr, doch noch ganz munter und vergnügt gewesen, und daß sie etwa aus Versehen die Vorzüge hatte krennen lassen, war nicht anzunehmen, denn dazu war sie viel zu parlan. . . .

Hans blieb den Küstler hinstärker zufahren, auf der Freitreppe trat ihm die alte Dörte entgegen. Sie schen dort auf ihn gewartet zu haben, denn sie hatte die frieden Hände unter die Schürze geschlagen und trat von einem ihrer zütrigen Füßen auf den andern.

Was denn los sei, fragte Hans. „Ein alter Herr warte auf den Herrn Baron schon seit zehn Uhr des Abends.“

„Ein alter Herr? Wie sieht er denn aus?“ „Ach Gott, Herr Baron, in sparten Rod hat er an und in witten Bart und hell will sich setzen, was hat vorn'n Herr Baron wollen d'heil. Sei! Rod zehnen sieht er auf seinen Stuhl und stert gekostet auf einen Fied!“ erwiderte die Alte in ihrem „Wißt'gisch.“

Ein alter Herr mit einem weißen Bart? . . . Da war es Hans, als wenn ihm einer in die Brust fahte und ihm das Herz festhielt. Jetzt war die Stunde gekommen, wo seine Schuld einfordert wurde. . . .

Hans legte im Hür seinen Pelz ab, ordnete mechanisch vor dem Spiegel Haare und Anzug und öffnete dann langsam die Tür zu seinem Arbeitszimmer.

Bei seinem Eintritt erhob sich aus einem Stuhle am Fenster langsam und müde ein gebrochener, weihhaariger Greis.

Das war derselbe Mann, dem er vor kaum zwei Monaten in Liebenwalde die Hand zum Abschied gerückt hatte! Das Licht der Lampe fiel hell auf seine Züge und zeigte Hans ein welles, eingekallenes Gesicht, aus dem sich jetzt ein paar grammstorte Augen auf ihn richteten.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Herr von Watenh. Ich habe nur eine Frage an Sie zu richten. Vor fünf Tagen ist meine Frau von mir gegangen — die Stimme des Obersten, die anständig hoch sein gelungen hatte, hing jetzt an zu zittern und sank fast zu einem Klärten herab — „Sie hat mich verlassen, ohne ein Wort des Abschiedes, mich und ihre Kinder. Sie hat Mo-pium genommen, und der Stabsarzt war so geallig, als Todesurteile einen Verhängnis zu konstatieren. . . . Er konnte es ganz ruhig tun, denn ich hatte vor seinem Einsetzen das Gift ent'ent, und der kleinen Spritze. Ich durchwagte ihre Br'chungen — nichts, nicht eine Silbe, die mir das in festliche Rästel gefüllt hätte. Ich durchmutterte jede Minute der letzten Vergangenheit, aber da war nichts zu finden, als daß meine Frau seit unfern Fortgange aus Liebenwalde öfter aus ganz unerklärlichen Gründen verstimmt und krank war. Einmal hatte ich auf ihrem Gesicht auch die schledt verwischten Spuren von Tränen gefunden. . . . Da fuhr ich nach Liebenwalde, nachdem ich sie begraben hatte, und forchte dort in dem Leben meiner Frau, wie ein Epion. Und nun frage ich Sie, Herr von Watenh, auf Ihre und Gewissen, was hat das zu bedeuten, daß diese alte Hexe von Regierungsrätin mir sagte: Wenn ich wissen wollte, woran meine Frau gestorben sei, dann sollte ich Sie fragen?“

Hans hatte mit der Rechten die Lehne eines Stuhles umklammert, die Linke bedekten ihm, vor seinen Augen tanzten blaue Funken, und zu seinen die Worte des Obersten drängten sich ihm abgerissene Tafel aus dem Munde, den er vor kaum einer Stunde mit Elise Dehnow getankt hatte.

Als die Stimme des Obersten anhörte, da fühlte er, daß er jetzt etwas antworten mußte. Von der Antwort fuhr Leben oder Tod ab . . . wann er jetzt mit froher Stirne lag . . . der alte Mann da drüben hätte ihm vielleicht so gerne geglaubt!

„Herr von Watenh, ich habe Sie gefragt, was das zu bedeuten hat? . . .“

Da senkte Hans den Kopf und ließ sich in den Stuhl fallen, an dessen Lehne er sich so lange gehalten hatte.

Zwischen den beiden Männern entstand ein wohl Minuten andauerndes Schweigen. Endlich fing der Oberst an zu sprechen, und seine Stimme klang so ruhig, wie wenn er in früheren Zeiten Hans im Regiment'sbüro die Beschie bittet hatte.

„Sie haben wohl die Güte, mir Ihren Herrn Beauftragten zu nennen?“

„Herr von Guntrenshausen auf Guntrenshausen,“ erwiderte Hans tonlos.

„Ich werde mich an den Herrn Bezirkskommandeur wenden. Darf ich Sie bitten, zu veranlassen, daß die beiden Herren noch heute nacht zusammenkommen können, um das Erforderliche zu verabreden?“

Hans neigte zum Zeichen, daß er verstanden, den Kopf, und der Oberst verließ, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, das Zimmer.

Ein paar Minuten später, die er in dumpfen und gedankenlosem Brüten verbracht hat, hörte er einen Schallton vom Hof heranzufahren. Das Geräusch der Gloden klang hell durch die schwebende Nacht zu ihm herüber. Es kam wohl von dem Fuhrwerke, das den Oberst zur Stadt zurückbrachte, und es erinnerte ihn daran, daß ja auch er an Jodens ein Volkstuch zu senden hatte.

Er erhob sich mühsam und ging zu seinem Schreibtische. Auf dem Wege dahin aber fiel ihm ein, daß er diese Volkstuch ja auch ebenjagat selbst ausrichten konnte. Jodens konnte dann von Amalienau aus gleich direkt zur Stadt fahren, sie erwarten auf die Weise mindestens zwei Stunden. Und wenn der neue Tag herantrat, konnte schon alles zu Ende sein. . . .

Der neue Tag . . . war das nicht derselbe, an dem Elise Dehnow auf ihn warten wollte, an dem er aus ihren reinen Händen ein neues Glüd und Leben zu erhalten hoffte? Da schlug er die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. (Schluß folgt.)

Ein genialer Expediteur.

Von Georg Hilschfeld.

Die schwierigsten Städte in unserem kaiserlichen deutschen Vaterlande sind diejenigen, welche ein gepaltetes Religionsleben aufweisen. Ueber die Probleme des dreißigjährigen Krieges ist man ja seit manchem Jahrhundert hinaus. — Klugheit, Güte und Geschättsinn haben für eine Toleranz der Form georgt, in der verschiedene Inhalte leben können. Aber der Bündhoff ist im Blute und wird wohl niemals ganz zur Ruhe kommen. Gefühlslieben und Interessenwille gerieten eben leicht aneinander.

Dies zu wissen, gehört zur lokalen Psychologie der Städtchen um Augsburg und Nürnberg herum. Besonders ein Kaufmann, der dort sein Glüd machen will, darf nicht daran vorübergehen. Herr Amadeus Eismein aber, allgemein der schöne Eismein genannt, kam so selbstbewußt in eine religiöse gepaltete Ortlichkeit, daß er sich um ihre Gewissenfragen nicht kümmerte. Er hatte Janny Florus, die Tochter eines wohlhabenden Röhrländlers katholischen Bekenntnisses, geheiratet — für ihn war selbstverständlich die katholische Kirche Herrin am Ort.

Welche Klugheiten hatte er im übrigen zu nehmen? Er gab eine Expeditiionsgesellschaft, er überließ lediglich dem freien Verstand. Wie fragte er seine runde Frau, die durch hundert Kassenlisten auf dem Rechenband war, nach den inneren Klugheiten der Bürger. Geheiligte keine er umher, noch sich selbst entäußert. Er hielt es für das größte Vergnügen, umzusehen, wenn Amadeus Eismein den Amman belotete.

Uben des Städtchens entlang. Beide Parteiliche des Ortes, die katholische und die protestantische, hatten durch Tod und Verletzung ihre Inhabter verloren. Beide mußten neu besetzt werden. Mit Spannung lag man den neuen Männern entgegen. Endlich wurde einer von ihnen ernannt, und zwar zuerst der protestantische. Dem Pfarzer Gulsan Wöllig wendte sich deshalb das Interesse beider Lager zu. Gläubigkeit und Kritik, Verehrung und Ironie. —

Amadeus Eismein sah frohgemut in seinem Expeditiionsbüro und Herr Eisel, sein verschlossenes Notizbuch, erhaltete ihm Bericht über die Eingänge am Bahnhof. „Heut' sind die Möbel vom neuen Herrn Pfarzer angekommen, Herr Eismein.“ — „So ja. Das ist ja schön, lieber Eisel.“ — „Aber Wagen.“ — „Gut, dann lassen Sie sie nur gleich vor den Pfarrhof fahren. Ein geistlicher Herr muß immer zuerst bedient werden, lieber Eisel.“ — Herr Eismein machte bei diesen Worten ein feierliches Gesicht. — „Lied ging zur Tür, blieb aber ungeschlüssig stehen: „Herr Eismein meinen doch wohl den katholischen Pfarrhof an der Marienstraße?“ — „Selbstverständlich. Die Möbel des neuen Herrn Pfarzers sind doch angekommen. Sie sagten es ja selbst! Also bedienen Sie sich, lieber Eisel.“ —

Die interessante Führe legte sich in Bewegung. Den ganzen Weg, vom Bahnhof bis zur Marienstraße, war die Stragenjugend hinter ihr her. Aber auch die Großen interessierten sich dafür, und beide Lager entfannten ihre Neugierde.

Es war ja immerhin einer der wenigen Einblicke in das Privatstimm eines geistlichen Herrn. Unter großer Spannung wurde der erste Möbelwagen geöffnet. Herr Eismein's herkulische Träger drohten zunächst einen braunen Kleiderstrant zum Vorschein. Er wurde von beiden Lagern wohlwollend genemigt. Dann kam ein Sofa, ein Tischstisch und eine Nähmaschine — auch dagegen war nichts einzuwenden. Nun aber — man traute seinen Augen nicht — man trat ein paar Schritte näher, um sich wirklich zu überzeugen — der eine Träger, der rote mit dem Spaltgefäß, hob elegant einen — Kinderwagen herunter! Es war ein nettes, helles, rohgepolstertes Kinderwägelchen mit blauen Vorhängen, an denen hübsche Bommel hingen. Zwei Minuten lang Todesstille — dann brach ein allgemeines, schallendes Gelächter los, ein Gelächter, das sich von der Marienstraße über die Annagasse fortplante und vom Tiermarkt aben in der Wärtzstraße hielt wurde. Man wüßte sich die Tränen aus den Augen, man hielt sich den Bauch, man hüpfte von einem Fuß auf den andern.

Freilich, im katholischen Lager wurden die Gesichter bald länger. Es war aber die Komit der Situation ein wenig fort war, fühlte man sich herausgefordert. Was war hier geschehen? Ein Irrtum, ein Zufall oder gar ein höchst finstler Scherz? Waige der eitle Epion, der noch gar nicht lange Bürger der Stadt war, den neuen katholischen Seelforger ins Lächerliche zu ziehen?

Der alte Bündhoff glomm. Die Möglichkeit einer großen Bügelei lag in der Luft. Doch zum Glüd kam jetzt der Herr Bürgermeister vom Rathaus. Man erhaltete ihm Bericht, und beim Anblick des hübschen Kinderwagens blieb er ganz ernst — nur die Klugheitsbeben glaubten etwas Lustiges in seinen Augen zu bemerken.

„Ein Irrtum!“ entschied er dann kurz. „Zeigen Sie mal den Traubrief her.“

Der Führer des Transportes zog ihn mit totem Gesicht aus der Schürze. „Ich hab' ihn mir selber noch gar net angesehen, Herr Bürgermeister.“

„Das kommt mir auch so vor. Was sieht hier für ein Name? Keen Sie! Doktor Gulsan Wöllig! Das ist der neue protestantische Pfarzer! Haben Sie die Sachen gefälligst wieder ein und fahren Sie in die Johannisstraße! Herr Eismein aber behalten Sie einen Gruß von mir, und er möchte künftig auf die Braubriele besser acht geben! Klugheit!“

Der Bürgermeister grüßte und ging mit ziemlicher Eile fort. Kannte auch er nicht mehr er nicht leben?

Man lächelte nur noch. Bei seinen Parteien herrschte ungefähr dasselbe lächerliche Hagen! Die eitelliche Hochspannung war entladen. Man hüßte sich doch als moderne Gemeinshaft und ging friedlich auseinander. Das Städtchen war nun um eine diebende Anekdote reicher. Herr Amadeus Eismein aber bekam noch an demselben Tage eine moralische Ohrfeige von seiner Frau.

Die Langlebigkeit der Tiere.

Es ist eigenartig, daß wir über die Lebensdauer der meisten Tiere nur recht ungenau unterrichtet sind. Zum Teil kommt das daher, daß wir unseren Haus- und Nuttieren aus eigen-

Willen nur eine recht kurze Lebenszeit gönnen. Niemand w'd z. B. einem Hühner, dem es genügt, sich an zu leben.“ Denn es ist für den Besitzer nur solange ein Wertobjekt, als es Nütz gibt oder als Schlachtvieh noch verwendbar ist. Infolgedessen wird unser wichtigstes Haustier kaum je älter als 12 Jahre, während es gut und gern ein Alter von 30 bis 40 Jahren erreichen könnte. Anders wieder liegt es mit den wilden Tieren, von denen angenommen werden muß, daß die Gemächtheit ihre Gemächtheit und damit ihre Lebensdauer unangstlich beschließt. Auf Grund einer Reihe von Beobachtungen im Londoner Zoologischen Garten über die so viel umstrittene Frage der Langlebigkeit der Säugtiere und Vögel behaupteten nun kürzlich englische Forscher von dem Geselligkeit unteser Säugtieres, daß es ein Alter von dreißig Jahren erreichen könne, was allerdings mit anderen Beobachtungen über die Lebensdauer der größeren Vögel übereinstimmt. Weß man doch, daß Gänse, Enten, Reiher und Schwäne 60, ja sogar über 80 Jahre alt geworden sind. Der berühmte Albatross erwählt einmal, daß ein Hahn 69, ein Adler 63 Jahre alt wurde, und nach anderen Beobachtungen haben es auch Störche und Uhu von 70 Jahre gebracht. Steinadler sollen über 1000, weihpfeifige Geier gar 150 bis 170 Jahre alt werden. Sicher beträgt ich das aber eben so wenig, wie das schätzteste, 300 Jahre umfassende Alter mancher Papageien, von denen man in zoologischen Werken liest. Für ihre geringe Körpergröße sehr alt werden kleinere Vögel, wie Sperlinge und Amstelmeisen, die beätmnt 20 bis 25 Jahre erreichen. Die Amsel soll 18 Jahre alt werden können. Von den Nuttieren des Londoner Zoologischen Gartens lebte ein Eselbär 33 Jahre, während verschiedenes Löwen 30 bis 40 Jahre alt wurden. Man kann aber annehmen, daß diese Tiere in der Freiheit ganz bedeutend älter werden; weß man doch, daß es braune Bären auf 40 bis 50 Jahre gebracht haben. Von den großen Nuttieren scheint der Löwe mit 65 Jahren das höchste Lebensalter zu erreichen; vom Alter der Tiger und Leoparden weiß man dagegen wenig. Ein ungemein hohes Alter scheitelt man den beiden Affen der Tierwelt, dem Affisch und dem Elpanten, zu. Ueber den König der Meere fehlen aber begreiflicherweise zuverlässige Untersuchungen, und die Lebensdauer des Elefantens wird nach der Meinung Dr. Wilhelms beträchtlich überschätzt. Er nimmt an, daß 100 Jahre für das größte Landtier die obere Grenze bilden, und daß das Durchschnittsalter der Elpanten bis 20 bis 30 Jahre beträgt. Er wäre damit in Bezug auf die Lebensdauer den Menschen ungefähr gleichzusetzen. Früher glaubte man, der Elefant werde ebenso wie der Papagei, 200 bis 300 Jahre alt; diese Ziffer ist aber ganz gewiß zu hoch gegriffen; älter als 100 Jahre ist veräußert; weßer ein Elefant noch ein Papagei je geworden. Ist aber trotzdem der Elefant ein Hühner, am unter den Säugtieren, so wird der größte Vogel, der Strauß, von seinen letzten Gattungsgenossen schon an Alter übertreffen. 35 Jahre sollen das höchste Lebensalter sein, daß der Strauß erreichen kann. Erwärmt sei noch, daß Esel's bis zu 20, Hunde bis zu 25, Katzen bis zu 20 Jahre alt werden. Es sind dies aber durchweg die äußersten Grenzen der Langlebigkeit dieser Tierarten. Es soll aber außerdem Pferde gegeben haben, die 40 bis 60 Jahre alt geworden sind, es mag das aber beweist werden; denn im allgemeinen erreicht das Pferd nicht einmal ein Alter von 30 Jahren. Untersuchungen über die Anpassungsfähigkeit der wilden Tiere an unser Klima haben übrigens auch die interessante Tatsache ergeben, daß unter dem Londoner Klima Proprietäre viel weniger als erklische zu leben haben. Man glaubt den Grund darin zu erblicken, daß den Polarländern die Anpassung des Haarlies an die mittlere europäische Kälteverhältnisse „se schwerer“ ist und erl. Daß den Bewohnern der heißen Zone des Londoner Klima zu liegt, hängt „eher“ mit dessen Feuchtigkeit zusammen. Im allgemeinen sind Tiere aus Gebenden mit reicher Wärme viel schwerer in der Gefangenschaft zu erhalten, als solche aus kälteren und daher meist auch menschenarmen Gebenden. Diese Wahrnehmung trifft besonders auf exotische Vögel zu.

